Als es noch keine Deutsch Japanische Gesellschaft gab

Gerhard Knauss

Als ich vor 60 Jahren, am 15. April 1953 mich von Heidelberg aus nach Japan aufmachte, gab es dort noch keine Deutsch Japanische Gesellschaft; auch in Saarbrücken gab es keine. Warum sollte es auch eine Deutsch Japanische Gesellschaft geben, wenn es dort keine Japaner gab, ja überhaupt nichts Japanisches. Nichts zu sehen und nichts zu essen, kein Sushi und keine Mangas.

Aber es gab doch einen Japaner in Heidelberg und ohne ihn wäre ich nicht nach Japan gekommen. Er wohnte in der Weststadt, in der Kleinschmidt Straße nahe der Bonifatius Kirche unter deren Geläut er furchtbar litt. „Die japanischen buddhistischen Tempel haben nur 108 Schläge, aber diese hier hören nicht auf zu läuten."

Ich traf Kimura San ganz zufällig auf der Straße und sprach ihn an. Ich vertraute meiner Intuition, den Japaner vom Chinesen und Koreaner unterscheiden zu können. Das fällt den meisten Europäern heute noch schwer.

Das Zusammentreffen war nicht ganz zufällig, denn ich suchte einen Japaner, der mir aus einer Schwierigkeit heraushelfen sollte. Ich hatte ein amtliches japanisches Schreiben mit Unterschrift und Handschrift, mit japanischer Schreibmaschine geschrieben, in Kolumnen von oben nach unten, unlesbar. Es sollte die Einladung einer japanischen Universität sein, nach Japan zu kommen und an der Tohoku Daigaku zu lehren. Aber nicht nur konnte ich den Text, auf wunderbares japanisches Papier geschrieben, nicht lesen, und alle Anderen, denen ich das Schreiben zeigte, natürlich auch nicht, alle Deutschen, alle Bekannten, rieten mir außerdem davon ab, nach Japan zu gehen:. „Die machen alles anders als bei uns. Die haben keine richtigen Ärzte. Seit Hiroshima ist die Insel vergiftet. Die haben einen Kaiser als Gott. Am schlimmsten, sie essen immer nur Reis." Mein Vater, ein Bäcker, der dies alles glaubte, und nicht wollte, dass ich nach Japan ging, nutzte dies bei meiner Mutter aus, die Angst hatte, ihren Sohn auf Nimmerwiedersehen zu verlieren, und sagte: „Der isst keinen Reis, der geht nicht."

Ich aß zwar keinen Reis, aber ich ging. Was bin ich froh, dass ich es doch mit dem japanischen Reis in Japan versucht habe. Unser Hausarzt hat mir noch eine Tüte mit blauem Desinfektionsmittel mitgegeben. „Kaliumpermanganat". Gemüse und Salat sollte man damit waschen.

Von der Ungewissheit befreite mich Kimura San. Er war es, dem ich auf der Straße in Heidelberg begegnete. Er übersetzte den Text und war sofort beeindruckt. Ich hatte eine Einladung der drittbesten Universität Japans nach Tokio und Kyoto: „Das sind berühmte Leute, Philosophen wie Sie, und als Schüler von Karl Jaspers sind Sie dort willkommen."

Man versprach mir 60.000 Yen. Ich wusste nicht, wie viel das war. Erst als ich im Lande war, merkte ich, dass das viel war und wie hoch man die deutsche Philosophie

schätzte, auch wenn Jaspers, bei dem ich 1951 in Basel promoviert wurde, sich inzwischen in die Schweiz abgesetzt hatte.

Ich schickte meine Zusage nach Sendai. Man war dort sehr glücklich über meine Zusage. Ich war der erste Lektor, ja der erste deutsche Intellektuelle, der nach dem Krieg nach Japan ging und aus der Zeit vor 1945 gab es dort keine Deutschen mehr. Alle Deutschen waren nach der Niederlage von den Amerikanern des Landes verwiesen worden. Bis auf einen, Schinzinger. Der wurde schon 1921 nach dem großen Erdbeben eingeladen und durfte ausnahmsweise dort bleiben. Schinzinger unterrichtete an der Gakushuin Universität, wo einst auch der jetzige japanische Kaiser auf der Schulbank saß. Schinzinger verfasste eines der ersten deutsch-japanischen Wörterbücher. Mir war er beim Eingewöhnen in die Fremde sehr hilfreich. Außerdem gab es noch einen Deutschen: Hecker. Den hatten die Amerikaner in seiner Einsamkeit auf Hokkaido vergessen. Er war zwar Lektor, trat aber nie in Erscheinung und lebte in einer adoptierten japanischen Familie. Also, es gab wenig Japaner in Deutschland unmittelbar vor und nach 1945, und es gab ebenso wenig Deutsche in Japan. Das hatte äußere materielle Gründe. Nach 1918, als Japan zu den Siegermächten gehörte, als Deutschland besiegt und wegen der Inflation sehr arm und Japan reich wurde, kamen jede Menge japanische Intellektuelle nach Deutschland, besonders in die süddeutschen Universitätsstädte. „Für einen Yen können wir hier eine Woche leben", sagte der Japaner, der Herrigel, den Bogenschützten, 1924 nach Japan einlud. Das Mombusho, das japanische Kultusministerium, schickte junge Gelehrte massenweise nach Deutschland. An den süddeutschen Universitäten häuften sich deren Promotionen. Auf dem Höhepunkt dieser kulturellen Entwicklung begann die Verhärtung der politischen amerikanisch-japanischen Beziehungen. Löwith, der jüdische deutsche Philosoph, der in Sendai lehrte, wohin ich wollte, emigrierte nach Amerika. Singer zog ins Haus der deutschen Lektoren in Sendai, Kôzenshidoori ein. Der von Deutschland verlorene erste Weltkrieg hatte die Japaner nach Deutschland gelockt. Der von beiden verlorene zweite Weltkrieg vertrieb sie wieder.

Aber Gott sei Dank, der eine Japaner, Kimura San, kam 1952 nach Heidelberg und überzeugte mich, nach Japan zu gehen. Er bereitete sich in Bonn auf die Diplomatenlaufbahn vor und nutzte seine Deutschkenntnisse später als Botschafter in Ostberlin.

Wir sind uns wunderbarerweise wieder begegnet bei einem Treffen der Deutsch Japanischen und der Japanisch Deutschen Gesellschaften vor zwei Jahren in Saarbrücken. „Dort vorne ist einer, der war schon vor langer Zeit in Heidelberg", rief mir Krischek im Getümmel zu, und tatsächlich war es jener Kimura aus Heidelberg, den es 60 Jahre später nach Saarbrücken verschlug.

Es gab also zu jener Zeit, 1952/53, nur einen Japaner in Heidelberg und ich bin überzeugt, in Saarbrücken gab es noch weniger. Aber es gab zwei Deutsche, die vor dem Krieg in Japan gewesen waren und zum Verlassen des Landes gezwungen wurden. Der eine war Seckel, der später in Heidelberg den Lehrstuhl für ostasiatische Kunstgeschichte eröffnete und bis zum Kriegsende in der Nähe von Hiroshima in einem Gymnasium unterrichtet hatte. Der andere war Wickert, der spätere deutsche Botschafter in China und Vater des gerne gesehenen Ansagers im deutschen

Fernsehen, Ulrich Wickert. Schon der Vater vergnügte die Zuhörer des Südwestfunks zusammen mit dem Philosophen Ludwig Giesz durch Frage und Antwort Spiele. Er empfing mich unter einem Gartentor in einem verfallenen Haus in Ziegelhausen am Neckar. Klein, schnell, quick wie später noch. Auch er wurde von den Amerikanern aus Japan vertrieben. Wie weit er als Attaché an der deutschen Botschaft in Tokio in die Causa Sorge verwickelt war – niemand weiß mehr darüber als das Wenige, das er darüber geschrieben hat. Als ich ihm mitteilte, dass ich mich auf Japan vorbereitete, hörte er das nicht gerne. Er wäre lieber selber dorthin zurückgekehrt, aber er riet mir zu gehen.

Schließlich musste ich selbst entscheiden, zu gehen, ins Unbekannte oder zu bleiben. z.B. bei den Amerikanern als Bibliothekarsgehilfe ihrer GIs.

Natürlich gab es einen tieferen Grund zu gehen trotz Vater und Mutter. Karl Jaspers hatte schon 1948 einen Funken geschlagen in mir. Mit seinem Gedanken des Zirkels, des Widerspruchs und der Tautologie am Grunde allen menschlichen Denkens, und er hatte gefunden, dass es so etwas gab im buddhistischen Denken: Die Rolle des Widerspruchs im Koan des Zen-Buddhismus: „Was ist der Ton einer Hand?“ Mathematik und Physik hatte ich hinter mir, den Buddhismus vor mir. Über der Kirchheimer Eisenbahnbrücke ging mir ein Licht auf: Eine alte Dampflokomotive fuhr unter ihr durch, als ich darüber fuhr und eine zirkelnde Rauchwolke stieg vor ihr auf. Das war der Zirkel und ich in ihm. Jaspers wollte nicht, dass ich bei ihm habilitierte. Ich verstand das damals nicht. Manche meinten, ich sei in Ungnade gefallen. Aber es war bei Jaspers Prinzip. Wer bei ihm promovierte, konnte nicht habilitieren. Für mich hatte es einen tieferen Sinn. Habilitiert wäre ich nicht nach Japan gefahren, sondern zu Hause geblieben bei den anderen.

Als ich in Yokohama meine Füße an Land setzte, japanischen Boden betrat, war die Entscheidung meines Lebens gefallen. Seitdem ist Japan die eine Hälfte, Deutschland, Europa, Heidelberg die andere. Natürlich war sie nicht in Yokohama gefallen, sondern schon in Marseille, als ich Europa verließ und die „Sumatra“ betrat, das Mixed Cargo Schiff aus Schweden, das mich in 6 Wochen nach Ostasien brachte, weil das Fliegen damals noch zu umständlich und zu teuer war. Und natürlich war die Entscheidung schon früher gefallen, als ich in Heidelberg in den Zug nach Genf einstieg, um nach Marseille zu fahren. Das ging damals nicht in einem Stück. Man musste in Genf übernachten. Erst am nächsten Morgen ging ein Zug nach Marseille, ans Mittelmeer. Also musste ich sehen, wie die Nacht zu verbringen war. Auf einer Bank am Genfer See. Irgendwie. Es war April, die Nächte noch kalt. Das wichtigste war, den ordentlichen Schweizer Bürgern beim Abendspaziergang nicht aufzufallen. Vielleicht würde man mich sonst der Polizei melden. Ich hatte zwar ein Ticket nach Marseille und die Schiffsreise nach Japan war vom Auswärtigen Amt bezahlt worden, nachdem man dort gehört hatte, dass Jaspers für meine Einladung stand. Aber vielleicht würde die Entscheidung meines Lebens hier gebremst werden von allzu strengen Calvinisten, die mich auf diese Weise von einer Begegnung mit dem Buddhismus abhalten würden.

Und natürlich war die Entscheidung schon früher gefallen. Als ich mit dem Gedanken anbandelte, in ein Land zu fahren, von dem ich nichts wusste, fast nichts

wusste. Ich kannte nur zwei oder drei Worte. Geographisches aus der Schule und Militärisches vom gerade zu Ende gegangenen verlorenen Krieg.

Wenn man heute über Japan redet, darf man nicht vergessen, wie wenig man damals über Japan wusste. Ich, wir alle, hatten noch niemals etwas Japanisches gesehen, geschweige denn einen leibhaftigen Japaner. Ich hatte als Soldat in einem Militärdepot ein zerfleddertes Buch von Rolf Italiaander mit dem Titel „Banzai" in die Hand bekommen, das vom Wehrmachtsverlag herausgegeben worden war. Da las man von den Heldengeschichten der 47 Samurai. Immerhin war das Buch Erwin von Bälz gewidmet. Eine Zeit wie die unsrige, die durch Knopfdrücken Wissen verschafft und eine Generation, die in Bildern lebt, und in Information untergeht, kann sich nicht vorstellen, wie man in einer bildlosen informationsarmen Welt lebt. Ein Knopfdruck bringt uns heute jeden Kriegsschauplatz der Welt ins Zimmer und jede Information aus jedem Lexikon aller Sprachen der Welt. Dagegen muss man halten, dass man in Deutschland während des 5 jährigen gemeinsamen Krieges nichts, fast nichts über das Kriegsgeschehen in Ostasien erfuhr. Nichts über die großen Seeschlachten und Eroberungen. Die Namen waren fremd. „Guadaikanal" und „Okinawa": nie gehört. Hongkong und Singapur: Ja. Davon hatte man aus der englischen Geschichte gehört. Ebenso verhielt es sich mit den Namen der japanischen Politiker und Militärs. Man konnte sie sich nicht merken. Also überhörte man sie, wenn sie schon genannt wurden. Noch heute ist es nicht selten, dass „Yokohama" und „Kyoto" falsch betont werden. Erst 1945 nach Hiroshima und der Kapitulation begann der Informationsfluss, und Japan rückte näher. Aber das waren ja keine direkten Kontakte zu Japan, sondern durch die amerikanischen Besatzer vermittelte unfreundliche, feindliche und demnach nicht glaubwürdige. Es waren ja die Sieger, die durch die Straßen Heidelbergs zogen und als erstes mein elterliches Haus besetzten und ihr Hauptquartier nach Heidelberg verlegten. Durch die einzige unzerstörte Stadt Deutschlands zogen die Heidelberger dankbar und doch zynisch: „Die wollen wir schonen, denn dort wollen wir wohnen", spottete man. Vom Volksaufstand im Juni 1953, der während meiner Ankunft in Japan stattfand, habe ich damals in Presse und Rundfunk nichts gehört. Man stelle sich vor. Ein Krieg und zwei Schauplätze. Und die Menschen bangen um ihr Schicksal. Sieg oder Niederlage und sie wissen nichts voneinander, weil die Entfernungen zu groß sind und die Medien zu schwach. Für kurze Zeit, während der olympischen Spiele 1936 in Berlin, drang etwas Japanisches nach Deutschland durch. Der glorreiche Sieg des unbekannten Marathonläufers Son und die tapfere Niederlage Murakosos gegen die drei Finnen im 10.000 Meter Lauf. Noch einmal hörte man von Japanern 1940, als anlässlich der 2600 Jahr Feier Richard Strauss eine Festmusik komponierte und sie seiner Majestät dem Kaiser von Japan widmete. Heute sucht man sich in jeder Kleinstadt die besten Sushis aus. 1945 wusste man nur, dass die Japaner Reis essen.

Die informativen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan waren nicht reziprok. Nicht nur wusste auch der letzte Japaner, dass die Deutschen Brot essen, es gab auch seit dem ersten Weltkrieg deutsche Bäcker in Yokohama. Zurückgebliebene Kriegsgefangene aus der Belagerung Tsingtaos. Und während der deutsche Arzt in Heidelberg mir Kaliumpermanganat als Allheilmittel für Japan empfahl, stellte ich fest, dass japanische Ärzte in Japan ihre Rezepte und Diagnosen in deutscher Sprache abfassten. Mein Hausbesitzer in Sendai, Karahorichô, zählte die Takte seiner Frühgymnastik auf Deutsch.

Die Häufigkeit des Vorkommens deutscher Kulturpartikel im japanischen Alltag wurde verständlich, wenn man erfuhr, dass in der letzten Klasse des Gymnasiums Deutsch als Pflichtfach unterrichtet wurde. Die Dichte der Beziehungen und Kontakte war auch nach 1953 gering. Es gab in Sendai, einer Millionenstadt, knapp 400 Kilometer von Tokio entfernt, außer mir keinen Deutschen, nur amerikanische Missionare und natürlich, abgeschlossen im Militärlager Kawauchi, amerikanische Soldaten. Später erfuhr ich, dass es im Lager einen deutschen Schneider gab. Erkenenz aus Duisburg war im Krieg auf einem deutschen Blockadebrecher kurz vor der japanischen Küste versenkt worden und als amerikanischer Kriegsgefangener im Lande geblieben. Und jetzt, angesichts der Weltbekanntheit von Fukushima fällt mir ein, dass dort in den 50er Jahren eine kleine Niederlassung der Deutschen Grammophongesellschaft entstand, die von einem deutschen Ingenieur geleitet wurde, der an unendlicher Einsamkeit litt. Ich war stolz auf meine Einsamkeit. Im Umkreis von 400 km der einzige! Im Hinterland von Sendai traf ich Japaner, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, Kinder, die vor mir mit dem Ruf „Gaijin no kata" die Flucht ergriffen. Meine Friseuse war glücklich, mir durch die Haare streicheln zu dürfen, weil sie nicht so borstig waren wie die japanischen und fragte mich, ob ihre Kolleginnen das auch einmal dürften.

Was zuerst ein ethnographischer Unterschied ist, wird zu einem Generationsunterschied. Die Generationen sterben aus. Meine Generation stirbt in Japan und in Deutschland. Es wird bald niemand mehr leben, der den Krieg noch erlebt hat und authentisch berichten kann, gegen die Flut historizierter Geschichte. Ich habe noch Angehörige der nächst früheren Generation in Japan kennen gelernt, wie z.B. den ehemaligen österreichischen Kaiserjäger, der das Skifahren in Japan eingeführt hat, mit staatlicher japanischer Unterstützung, mit Telemark in der Kurve und nur einem Stock. Er wurde auf den wenigen Pisten, die es zu meiner Zeit gab, begeistert empfangen und in allen Skihotels freigehalten.

Es gibt tief Verbindendes zwischen den Generationen und zwischen den Ethnien, z.B. zwischen meinem Vater und mir. Warum ging ich nach Japan? Warum zog es mich dorthin?
Es war der Lebensweg meines Vaters, der als Bauernbub aus Schwaben sich aufmachte ins fremde Land nach Zürich, um dort Bäcker zu lernen, und weil es dort, bis heute, das beste Brot gibt. Machte ich mich nicht auf nach Japan, um dort als Bäckerbub Philosoph zu werden! Der Bauer wird zum Bäcker, der Bäcker zum Philosophen.

Als ich mich nach Japan aufmachte, gab es noch keine Deutsch Japanische Gesellschaft, auch noch keine Goethe-Gesellschaft, auch noch keine deutsche Botschaft und keinen Botschafter, sondern nur eine Art Beauftragten. Die offiziellen deutsch japanischen Beziehungen waren gerade ein Jahr alt.

Es gab also noch keine Deutsch Japanische Gesellschaft, aber es gab in Japan eine Jaspers-Gesellschaft und ich hatte bei Jaspers 1951 in Basel promoviert und Jaspers war damals ein berühmter Mann, der wegen seiner politischen Integrität im Unterschied zu Heidegger überall persona grata war. Aufgrund seiner „Allgemeinen Psychopathologie" schon weithin bekannt, begleitete er in Heidelberg seit 1921 einen

Lehrstuhl für Psychologie, später für Philosophie, der ihm im Rahmen eines generellen Lehrverbotes 1935 wieder genommen wurde. Seit dem Verbot beschäftigte er sich mit ostasiatischer Philosophie. Andererseits gab es schon lange japanisches Interesse an deutscher Philosophie. Nach dem ersten Weltkrieg gab es einen regen Austausch. Der Heidelberger Philosoph Eugen Herrigel ging zwar 1924 in Sendai mit seinen Ideen zur „Kunst des Bogenschießens" andere Wege als Jaspers in seiner Existenzphilosophie, aber die Ausstrahlungskraft der deutschen Philosophie war enorm, entsprechend der der Medizin und der Musik. Und nun wurden alle Deutschen, auch die Philosophen, an den Universitäten 1945 von den Amerikanern des Landes verwiesen, mit zwei Ausnahmen: Schinzinger in Tokio und Hecker in Sapporo. Als die Fäden langsam wieder gezogen wurden, musste alles mit größter Vorsicht gegenüber der Besatzungsmacht geschehen. Die Japaner wollten einen deutschen Dozenten und Jaspers hatte das Ansehen, mich vorschlagen zu können. Es war das Gewicht des Namens „Jaspers", welches das Auswärtige Amt bewog, auch die Kosten der Reise zu übernehmen. Das waren 2500 deutsche Mark mit dem Schiff, für damalige Verhältnisse eine Summe.

Die Leute in Sendai hatten mich eingeladen, aber der erste Weg führte zum Kultusminister Amano. Amano sprach perfekt Deutsch, war Kantianer, war glücklich, die deutsche Philosophie wieder im Lande vertreten zu sehen. Aber vorsichtig, wie in Feindesland, müsse man vorgehen. In Sendai sitze bzw. lehre ein CIC (Vorläufer des CIA) Mann, der mit der politischen Überwachung der Tohoku Daigaku beauftragt sei. Man wisse das inoffiziell, Mr. CIC, privat Mr. Martin, wohnte im traditionellen Haus der deutschen Lektoren in Karahorichô, in dem schon Löwith gewohnt hatte, halb europäisch, halb japanisch, mit Tatami oben und festem Fußboden unten. Dort wohnte also seit 1945 Mr. CIC zusammen mit einem jungen Nise, im Winter in Kyushû im warmen Süden. Irgendwann werde er gehen und dann könne ich einziehen. Bis dahin müsste ich japanisch wohnen. Eine Wohnung zu finden war kompliziert in einer Zeit, in der die meisten Hotels für Ausländer noch unzugänglich waren.
Es herrschte freundliche Ablehnung alles Ausländischen, um nicht in kulturelle Kalamitäten zu geraten.

Wohnraum war knapp, Sendai war schwer beschädigt worden. Hier oben im Norden hatten die Amerikaner nicht nur aus der Luft gewütet, sondern auch durch Beschießung von See her. Schließlich fand ich ein Zimmer in einer japanischen Familie, die mich auch japanisch verköstigte. Es gab wie üblich kein Telefon, keine Heizung, dafür Kotatsu, eine Art Fußbodenheizung in einer Vertiefung am Boden unter einer überhängenden Wolldecke.

Für mich, der zwar aus der unzerstörten Stadt Heidelberg kam, aber doch aus einer stark zerstörten Umwelt, war es interessant, den Vergleich zu ziehen zu einem anderen zerstörten, ausgehungerten, von Feinden besiegten und besetzten und durch Schuld gedemütigten und vom gleichen Schicksal erfassten Land, ohne voneinander etwas zu wissen. Die Leute in Kôzenshidoori wussten nichts von Leuten in der Panoramastraße, und ich erkannte immer mehr gleiches und auch ganz verschiedenes Schicksal. Es gab Japaner, die am 8. Mai Deutschland vorgeworfen hatten, Japan durch die Kapitulation verraten zu haben, z.B. unter meinen Kollegen an der Universität.

Physisch nicht weniger geschädigt, war das Land geistig kaum angerührt. Die Niederlage war das Schlimme, nicht die Schuld. Die Menschen, hungriger und kränker, politisch an ihrem höchsten Gut, dem Tenno absolut festhaltend, die Flüsse, der Hirosegawa vor meiner Tür, waren wieder überbrückt, die Straßenbahnen fuhren wieder durch die Trümmerstädte, aber in ihnen tauchten merkwürdig weiß gekleidete Gestalten auf, die offenbar, für mich aber unverständlich, bettelten. Sie hatten kleine weiße Kästchen auf der Brust. Man wollte mir nicht verraten, worum es ging. Schließlich wurde klar: Es sind ehemalige, verwundete japanische Kriegsgefangene. Auf einer der vielen japanischen Inseln im Pazifik waren sie in amerikanische Gefangenschaft geraten.

Und warum mussten sie betteln?

Die geschlagene japanische Armee hatte einen schlechten Ruf. Ihre Soldaten waren in Unehre gefallen, weil sie sich ergeben hatten. Noch immer galt, was in den Kasematten der Maginotlinie und den Bunkern des Westwalls gestanden hatte: "Man läßt sich unter den Trümmern begraben, aber man ergibt sich nicht". Im Inselkrieg im Pazifik gab es sowieso keine Rückzugsmöglichkeiten. Die wenigen, die entkommen waren, mussten die Unehre tragen. Das waren die weiß gewandeten Männer in den Straßenbahnen.

Im Lande des Buddhismus herrschte in allen öffentlichen Bereichen soziale Härte. Wer in einen Unfall auf der Straße verwickelt wird, bleibt ohne Hilfe, weil man in medizinische Unkosten verwickelt werden könnte. Wer beim Unfall zuerst zugreift, muss letztlich für die Kosten aufkommen. Es gibt, gab keine Unfallversicherungen, auch keine Krankenversicherungen, nicht für mich. Ich habe in Japan nie für eine Rente einbezahlt, auch nie eine Rente bekommen.

Einer meiner Studenten Ôzawa San, Bruder des bekannten Dirigenten und später angesehener Germanist, hatte vom Krieg eine furchtbare Verbrennung im Gesicht und war lungenkrank. Man empfahl ihm, viel Milch zu trinken in einem Land, in dem es keine Milch gab. Ich habe auf Honshuu nie eine Kuh gesehen. Ich kaufte ihm in dem wahnsinnig kalten Winter einen Wintermantel. Seine Mutter strickte mir eine riesige Krawatte, weil die Ausländer doch alle so groß seien.

Was mein eigenes Essen damals in Japan betrifft, so bestand es nicht aus Sushi, wie die jungen Feinschmecker in Deutschland meinen könnten, natürlich aus Reis und Fisch. Morgens Fischsuppe aus dem Kopf, mittags Reis und Fischbauch, abends Reis mit Fischschwanz, immer mit kleinem feinem Gemüse. Jedenfalls aber schmeckte der Reis anders als der, mit dem mich mein Vater in Deutschland von der Reise nach Japan abhalten wollte.

Zuerst lebte ich ganz japanisch in einer Familie in Kosenjidori. Dann streikte ich. Ich wollte Fleisch, aber es gab angeblich keines im Lande des Fisches. Aber ich sah doch irgendwo „Bello“, Zunge, die ich zu Hause so liebte. Aber meine Haushälterin gar nicht. Ich hatte doch „Bello“ gesehen, sie aber streikte. „Das isst man nicht“. Sie sträubte sich, vor anderen Kunden „Bello“ zu kaufen und in ihrer winzigen Küche zu kochen. Ein anderes Problem entstand um das Ei, „Tamago“. In ihrer Familie aß man

keine Eier. Aber ich bat sie um ein Ei. Sie schlug mir ein Ei in eine Art Pfanne über glühender Holzkohle. Ich bat um mehrere, hintereinander, zusammen, gleichzeitig. Sie sollte sich ein Fach für Eier anlegen. Sie wollte nicht. Warum?

Wenn es viele sind, dann wird es teurer, behauptet sie. Wieso?

Der Händler sagt, dass der, der viele Eier kaufen kann, auch reicher ist als der, der nur ein Ei bezahlen kann, und darum solle er auch mehr bezahlen.
Sie hat es nie begriffen.
Ich auch nicht. Und da es kein Sushi gab, aß ich Fisch morgens, mittags und abends.

Im Ganzen gesehen: Die Japaner nach dem Krieg waren ärmer, ihr Lebensstandard war niedriger. Aufgrund ihrer Leichtbauweise war die Zerstörung radikaler, dafür war das Abräumen leichter. Es hatte einen großen Teil seiner Überseeterritorien verloren, war umgeben von unablässigen Klagen und Forderungen und erlebte sein Wirtschaftswunder später als Deutschland. Man holte sich die Patente, z.B. in der Optik, die man im Krieg z.T. aus militärstrategischen Gründen von Berlin geschenkt bekommen hatte, zivil zurück und hat heute, obwohl sparsam wie die Deutschen, weil es wie die Deutschen die ganze bettelnde Umwelt versorgt, noch mehr Schulden als wir.

Ich war gespannt auf die Universität. Die Tohoku Daigaku ist die drittangesehenste in einer strengen, bis heute gültigen Hierarchie. Tohoku-Tohoku. Diese Ordnung gilt so streng und unbezweifelt, dass es keinem Dozenten je einfallen würde, gegen die Richtung dieser Hierarchie eine Berufung anzunehmen. So konnte ich auch später regelgerecht nur nach Tokio, Komaba, ziehen, als man mich dort haben wollte. Die Gebäude der Tohoku Daigaku waren im Krieg nicht zerstört worden, wie übrigens auch jetzt nicht vom großen Tsunami entgegen anders lautenden Berichten. Unzerstört, aber im verarmten Zustand war diese Universität. In den Labors wurde zwar geforscht, aber bei den Geisteswissenschaften sparte man so sehr, dass im Winter nicht geheizt wurde, obwohl es zentrale Heizungsanlagen gab. Studenten und Dozenten beugten sich über die Hibachis und rieben sich die Hände, um an die Tafel schreiben zu können. Der Spaß hörte auf, wenn das Kohlenmonoxyd, das sich ja nicht durch Geruch ankündigt, den Raum anzufüllen begann. Ich musste mehrmals die Vorlesung unterbrechen, weil mir übel wurde. Den japanischen Studenten schien das nichts auszumachen.

Apropos Sparsamkeit. Es ist die deutlichste Tugend der Japaner. Damit konnte man immer beeindrucken. Bei der Geburtstagsfeier am kaiserlichen Hof hat niemand so beeindruckt wie der deutsche Botschafter Heinrich Northe, als er mit seinem kleinen VW Käfer ankam.

Meine Beziehung zu den Studenten war freundlich und respektvoll, ihre Deutschkenntnisse zwar miserabel, aber ihr inneres Verständnis der deutschen Dichter wunderbar. Rilke und Hölderlin habe ich dort noch einmal verstehen gelernt. Die Beziehung zu den Naturwissenschaften war nicht weniger gut. Sie brachten mir deutsch verfasste wissenschaftliche Arbeiten, die ich ihnen für die Veröffentlichung glätten sollte. Besonders mit der metallurgischen Abteilung hatte ich gute Kontakte.

Man hat mir zu Ehren einen Aschenbecher aus einem besonderen Metall und mit aerodynamischen Formen gegossen. Er steht unbenutzt seit 60 Jahren bei mir.

Bei aller Nähe zu den Jungen und Alten war doch die Andersartigkeit frappierend. Nicht nur, dass man Handwerkszeug, Schere, Säge, Nadeln usw. anders hält und bewegt als bei uns, viel gravierender und auf verschiedene Weltanschauungen zurückgehend zeigte sich das japanische Weltverständnis z.B. in folgendem. Mir fiel auf, dass bei den Holz- und Papierhäusern viele Brände entstanden. Gleichzeitig stellte ich fest, dass die elektrischen Leitungen hanebüchen an den Holzwänden entlang geführt wurden und dass die nur dünn ummantelten Kabel nur von Zeit zu Zeit an einen in die Wand geschlagenen Nagel gewickelt und weitergeführt wurden. Kein Wunder, dass bei 220 Volt ein Kurzschluss entstand und das Haus in Brand setzte. Die Brände in meiner Gegend waren auffallend häufig. Die Kausalität für mich klar: Schlechte Isolierung – leichter Brand.

Meine Kollegen, mit denen ich diese Situation zum Diskussionsthema gemacht hatte, waren anderer Meinung: Es brennt sowieso, darum lohnt es sich nicht, wertvolle und teure Isolierung zu verwenden. Warum viel investieren, wenn es doch brennt. Diese sonderbare Unlogik, die ich in ganz Ostasien verbreitet fand, ist nach meiner Beobachtung für viele Alltagsunfälle verantwortlich. Sie hat etwas mit Philosophie zu tun, mit dem Gedanken von Ursache und Wirkung, Substanz und Akzidenz, mit dem, was man ändern kann, und was schon immer so ist. Wenn es geht, baut man Häuser ganz ohne Nägel wie im Tempel in Ise.

In den Ruinen von Hiroshima ist der Unterschied in den verschiedenen Bauweisen und Weltanschauungen bis heute daran erkennbar, wie sie dem Explosionsdruck widerstanden haben. Die Stahlbetonruinen der Industrie und Handelskammer stehen heute noch, die Holz- und Papierhäuser wurden pulverisiert.

Bei diesen Überlegungen muss man die Kausalität in historischem Zusammenhang sehen. Das, seit es bildliche Darstellungen gibt, identische japanische Haus, das der Samurai und das der Bauern, war nicht für offene Feuerstellen gemacht. Auch der Samurai wärmte sich am Hibachi die Hände, und gekocht wurde über glühender Kohle, nicht über offenen Flammen, wenn überhaupt gekocht wurde. Die Theorie ist ja nicht ganz widerlegt, dass der Reis in alten Zeiten fein gemacht, aber nicht gekocht worden sei, so wie heute noch die Mochi, wofür das alte Wort „riori" für „kochen", das ursprünglich nur „schneiden" bedeutet, ein Argument liefert. Die ungenießbare Reispampe wäre also das ursprüngliche Reisprodukt gewesen.

Das alte japanische Haus war nicht für offene Feuerstellen und elektrische Leitungen gemacht. Interessant für jemand, der die Geschichte des Schornsteinfegers in Europa kennt, seine vielfache Funktion als Sicherung gegen Brand und Versteck des Schnüfflers, der in höherem Auftrag aus dem Schornstein kommt. In einem so hoch kultivierten Land wie Japan gibt es keinen Schornsteinfeger und es gab auch nie einen Schornsteinfeger, weil es keinen Schornstein gab, und es gab keinen Schornstein, weil es keine offene Feuerstelle gab und gibt. Und weil es keine Schornsteine gab, gab es keine mehrstöckigen Häuser. Wohin sollte der Rauch des Hibachi ziehen?

Es ist den früheren Betrachtern japanischer Städte und Dörfern und den heutigen Erforschern der Architekturgeschichte Japans nicht aufgefallen, dass es an den Silhouetten der Städte keine Schornsteine gibt. Am Horizont der Bilder von Hokusai und Hiroshige gibt es wohl abziehende Vogelschwärme, aber keine Rauchwolken. Der Rauch gehört nicht in die japanische Kunst, im Unterschied etwa zur niederländischen Kunst winterlicher Landschaften.

All das ging mir durch den Kopf, als ich meine kalten Hände über dem Hibachi wärmte.

Wer heute auf den Straßen der Welt die Lawinen von japanischen Autos sieht, der wird mir nicht glauben, wenn ich sage, dass es 1953 in Sendai nicht viel mehr als ein Dutzend Autos gab, aber schon eine auf die Minute genaue Eisenbahn und Stationsvorsteher mit weißen Handschuhen. Und er wird mir wieder nicht glauben, wenn ich behaupte, dass es zwischen Sendai und Tokio keinen Kilometer asphaltierte Straße gab. Und nach Norden zu, Richtung Morioka und nach Westen ins Gebirge, nichts, was man mit einem Auto befahren konnte. Auto und Straße hängen natürlich kausal zusammen: Auto weil Straße oder Straße weil Auto? Die Schlaglöcher waren tödlich. Ich nannte sie in der öffentlichen Diskussion, die ich in der Zeitung angefacht hatte, das Grab Masamune Dates, des berühmten Daimyos aus dem 17.Jahrhundert. Die Autos, alles Drittwagen aus Amerika, fuhren zum Teil ohne Bremsen, z.B. mein Babyford von 1937. „Wenn wir mit den alten Autos langsam fahren, brauchen wir keine Bremsen und wenn wir nicht bremsen, nutzen wir sie nicht ab."

Das Gespräch kam nicht voran. Sie dachten immer im Zirkel: Wenn A, dann B, weil B, dann A. Nur führte der Zirkel nicht so ganz zu A zurück. Schon im Krieg hätten die Japaner keine richtigen Panzer bauen können, wie die Amerikaner und die Russen und hätten daher auf den Inseln gegen die Amerikaner und bei Nomonhan gegen die Russen verloren. Heute aber geht ein unendlicher Strom von gebrauchten Autos von Wakanai hinüber nach Sibirien. Erklären, physisch oder metaphysisch, kann man den Wandel, den Willen zur Dynamik nicht. Damals fuhren die Bauern die fäkalischen Abwässer mit der Handkarre aus der Stadt hinaus auf die Reisfelder, denn es gab noch keine Kanalisation. Aber es gab ein Recht, seinen Müll vor dem eigenen Haus zu verbrennen. Die Professoren-Kollegen empfahlen mir, einen besseren Schirm zu kaufen, um die spritzenden Pfützen abzuhalten. „So leben sie im Einklang mit der Natur", meinte der aus der philosophischen Fakultät. Viel von dem japanischen Verhalten kam von der Angst. Hiroshima lag nur wenige Jahre zurück. Als ich eines Tage mit Botschafter Northe ins Hinterland fuhr und wir dort seinen VW Käfer abstellten und die Motorhaube öffneten, flohen die Kinder vor dem „Atomauto", als ich ihnen den fehlenden Motor erklärte: Die leeren Schächte von Assen und Gorleben wirken wie leere Motorhauben.

Als die „Sumatra" von Marseille ablegte, war ich schon ein ganzes Stück näher bei Japan. Am Morgen der Blick aus der Luke auf das Mittelmeer, der Steward bringt den Early Morning Tee mit goldgelber Orange. Frühstück besser als bei Muttern. Suez, Port Said, russische Kriegsschiffe am Suezkanal, Chruschtschow am Assuandamm, die Engländer in Aden, Indien, ein wirklich fremder Orient. Colombo, die ersten Buddhisten, Pagoden, Stupas. Das Schiff ist ja ein Mixed Cargo, muss

überall anhalten, einladen, ausladen. 12 Passagiere sind wir aus aller Herren Länder. Der Kapitän aus Schweden, alle reich. Am Abend wird um Geld gespielt. Das wichtigste und schwierigste für mich: Ich muss vermeiden, dass man merkt, dass ich kein Geld habe. Großes Trinkgeld für den Steward am Ende der Reise. Wie wird das gehen? Aber vorläufig ist es wunderbar, wunderschön.

Ich bin seekrank, aber weniger als die anderen, Lord Nelson war es auch. Reiche Spanier auf dem Weg zu den Philippinen zahlen meine Landausflüge. Der zweite Offizier, der im Krieg mit den Deutschen sympathisierte, hilft mir. Am wohlsten fühle ich mich bei einem Orkan auf der Brücke.

Im wieder bzw. noch englischen Singapur – die Japaner hatten die Engländer für eine Weile vertrieben – ein rührendes Erlebnis: Orient der Herzen am Abend im Hafen. Ich sitze und beobachte. Übermütige englische Seekadetten mit Landurlaub machen sich mit ihren vollen Geldbeuteln lustig über arme Schuhputzerjungen, die ihre Werkzeugkästchen vor ihre Füße stellen. Wenn ich nur Geld hätte! Die Armut ist hier in Asien noch ärmer als zu Hause.

Einige Stunden später. Ich sitze immer noch und beobachte. Die jungen Matrosen kommen zurück, müssen an Bord. Sie haben kein Geld mehr, die Taschen sind leer. Sie taumeln. Die Taxifahrer warten. Sie sind hart. Die Kadetten sollen zahlen, aber sie haben nichts. Da: Die Schuhputzjungen raffen sich auf, holen ihre Münzen heraus, geben sie den Taxifahrern. Die betrunkenen Kadetten steigen ein. Mir kommen die Tränen. Singapur, größte englische Seefestung, uneinnehmbar. Die Japaner haben sie in drei Tagen erobert. Mir brechen die Schuhputzjungen von Singapur an einem Abend das Herz.

In Yokohama werde ich einen Schuhputzjung brauchen - für das Trinkgeld für den Steward. Bald legen wir in Hongkong an, auch englisch, bald chinesisch.

In Kobe bin ich endgültig in Japan, nicht nur in Gedanken. Ich bin sogar willkommen, ich brauche kein Visum. Damit kein Ausländer japanischen Boden beträte, bauten die Japaner einst eine künstliche Insel, Dejima, damit die Holländer, die sie doch brauchten, nicht wirklich japanischen Boden betreten.

In Kobe lebten einst die meisten Deutschen; jetzt keiner mehr. Alle ausgewiesen. Ich bin der erst Deutsche, der nach Japan kommt. Aber immer noch bin ich nicht ganz da. Von Kobe nach Japan noch einmal übernachten auf dem Schiff. Unter den dutzend Fahrgästen auf dem Schiff befand sich ein sonnenverbrannter rothäutiger Australier. Als er hörte, woher ich komme – Germany – und wohin ich ginge – Japan – begann er sich für mich zu interessieren. Und als ich merkte, dass er sich in besonderer Weise für mich interessierte, begann ich, dieses Interesse zu stimulieren. Er fand es ungewöhnlich, dass sich jemand aus dem ehemaligen Feindland, kaum dass der Krieg zu Ende war, zu den anderen Feinden begibt. Was wollten diese ehemaligen Feinde schon wieder zusammen?

Er fragte mich aus. Ich erzählte ihm wahrheitsgemäß, dass ich von den Japanern gerufen worden sei, sie zu unterrichten, aber in was? Wahrheitsgemäß sagte ich: Philosophie. Das verstand er nicht. War auch unverständlich für einen

Geschäftsmann. Ich phantasierte und erzählte etwas von „Marxismus". Das klang für ihn schrecklich. Es war die Zeit des beginnenden, weltweiten kalten Krieges. Der Korea-Krieg lag in den letzten Zügen. Es war das erste Mal, dass ich einem Kapitalisten dieser Art, der seine Geschäfte draußen in der Welt verteidigen musste, in der Welt begegnete und der in den deutschen die gefährlichen ewigen Feinde sah. Er wollte mich anzeigen bei der Polizei, bei der Botschaft, in Australien. Im Getümmel des ehrenvollen Empfangs durch die japanische Presse ging alles unter. In Singapur, das damals noch englisch war, habe ich Ähnliches erlebt. Als ich erzählte, ich würde Lokomotiven verkaufen in Malakka.

Die Alliierten konnten sich nicht vorstellen, dass sich die Deutschen draußen in der Welt ohne Widerstand amerikanisieren lassen würden und die Sympathie verschenken würden, die man ihnen entgegenbrachte. Sie wollten nicht glauben, dass diese jungen Deutschen, die eben noch ihr Empire in Gefahr gebracht hatten, sich mit der Niederlage zufrieden geben würden. Sie, die Engländer im Empire, rechneten mit Widerstand. Sie rechneten mit kulturellem Widerstand draußen in der Welt. Aber da war kein Widerstand. Die Deutschen nutzten das „Made in Germany" nicht.

Auf dem Schiff las ich viel, weil mir zum Genießen die Seefahrt zu anstrengend war. Es war ein sechs Wochen langer Kampf mit der Seekrankheit. Dass Lord Nelson sein Leben lang seekrank war, half mir da auch nichts. Wie man sich freiwillig auf eine Kreuzfahrt begeben kann, kann ich bis heute nicht verstehen. Immerhin habe ich gelernt: Das Schlimmste ist das Schlingern von rechts nach links und von unten nach oben.

Inzwischen war die japanische Literatur kein Nirwana mehr für mich. Ich las Murasaki Shikibus Genji Monogatari und ließ mir vom Prinzen Genji das Leben im alten Japan erklären und ich begeisterte mich am Feinsinn der Schreiberin. Ich las das Kopfkissenbuch der Sei Shonagon, der ersten Dame am kaiserlichen Hof und es bewegte mich ihr Wahrheitsspruch: „Wenn ein Mann ein Zimmer aufstehen sieht, kann er nichts Besseres tun, als hineinzugehen." Dies las ich auf dem Schiff sehr zum Ärger des Kapitäns, der die seltsame Aufgabe hatte, die versprochene Braut eines Großkaufmanns aus Hamburg über die wild bewegte See unversehrt nach Japan zu bringen. Wie ich hörte, brachte sie die Psychoanalyse nach Japan.

Die sogenannte Nachkriegsliteratur gab es zu jener Zeit natürlich noch nicht, aber Ishihara Shintarô ließ mit seinem „Taiyo no Kisetsu" aufhorchen, „Das Sonnengeschlecht" schien etwas Neues nach Japan zu bringen und Ishihara wurde durch diese literarische Tat zum politischen Bürgermeister von Tokio gewählt und blieb, 1932 geboren, bis zum Oktober 2012 Gouverneur der Provinz Tokio. Kürzlich provozierte er Peking, als er die umstrittenen Senkaku Inseln kaufen wollte. Akutagawas Novelle „Rashomon" war noch nicht übersetzt und erreichte erst durch Kurosawas Verfilmung diesen Namen und Weltruhm (Yabu no naka). Kawabata, den späteren Nobelpreisträger, habe ich noch persönlich kennen gelernt. An der Übersetzung von Tanizakis „Schlüssel" (Kagi) habe ich noch mitgearbeitet.

In Kobe war man in Japan, aber noch nicht an Land. Weiter ging die Fahrt nach Yokohama, dem eigentlichen Hafen von Tokio. Hier betrat man japanischen Boden. Hier begann die zweite Verwurzelung. Deutschland lag vorläufig hinter mir. Aber

hier begann auch das Problem: Die Verabschiedung von der Crew vom schwedischen Kapitän, insbesondere aber vom holländischen Steward, denn der erwartete das Trinkgeld, das sich seit Marseille sechs Wochen lang virtuell angehäuft hatte. Ich hatte keinen Sen, keinen Pfennig in der Tasche. Nur ganz unten fünf Dollar für den alleräußersten Fall. Man ging an Land, um die Formalitäten zu erledigen und kam am nächsten Tag wieder, um das Gepäck zu holen. Ich schob alles immer weiter hinaus. Welche Schande stand mir bevor! Aber dann kam die Lösung. Die Lösung kam durch die Presse. Als ich am nächsten Tag wieder an Bord ging, stand sie überall herum: Die Asahi Shinbun und Mr. Sakai von der Yomiuri Shinbun und die anderen kleinen mit Fotoapparaten und Plakaten: „Willkommen in Japan!" Der erste Deutsche nach dem Krieg. Sie umringten mich und fragten mir Löcher in den Bauch, dem 25 Jährigen, nicht dem alten Geschäftsmann, und sie führten und drängten mich weit weg vom Schiff. Der Steward hatte keine Chance. Ich war an Land, in den Zeitungen und die Zeitungen auf dem Schiff. Ein Lob für die Zeitungen! Japan war immer und ist noch immer das Land mit der umfangreichsten Presse.

Die zukünftigen Kollegen aus Sendai waren schüchtern wie es sich in Altjapan gehörte, getrauten sich kaum, sich vorzustellen, aber sie waren da. Schöner konnte Japan nicht beginnen.

Aber Japan begann erst und es beginnt noch bis heute wie die große Liebe.

Zunächst musste es weitergehen. Mit der Bahn von Tokio nach Sendai sind es noch einmal 350 km und es sollte noch einmal 10 Stunden dauern. So hieß es und so war es. Von Tokio Richtung Nordost nach Ueno, noch einmal eine große Stadt und dann endgültig nach Tohoku.

Bald fing es an zu regnen und es hörte nicht mehr auf. Wenn man durch die Scheiben guckte, sah man den Regen von unten und oben kommen. Die Siedlungen wurden spärlicher. Die kleinen zierlichen Reisfelder standen unter Wasser, und im Wasser wateten Menschen, Männer und Frauen, barfuss, aber mit Kapuzen über dem Kopf. Die Kapuzen entstanden aus leeren Reissäcken, wenn man sie an der einen Seite nach innen stülpte. So wateten die kleinen gebückten Gestalten bis zu den Knien im Wasser mit einem Büschel Reispflanzen in der Linken und je einen Pflänzling mit der Rechten immer so hineinsetzend. Es regnete und regnete. Shibata - san, mein zukünftiger Kollege, der meine Verwunderung bemerkte, erklärte mir: Jetzt ist Tsuyu, der Anfang von Baiu. Er meinte die Jahreszeiten, und Tsuyu und Baiu bilden zusammen den Monsun, in dem es in Japans Nordosten nicht aufhört zu regnen.

Ich bekam Hunger. Auf dem schwedischen Schiff mit einer Beatzung, die nie Krieg erlebt hatte, waren wir verwöhnt worden. Vom ersten Abendessen auf der „Sumatra" in Marseille an, auf das ich drei Tage gewartet hatte, weil das Schiff Verspätung hatte, und mein Landbudget erschöpft war, lebten wir wie Gott in Schweden, aber ob es auch in Japan heute etwas Gutes zu essen gab? Die im Nachkrieg noch gar nicht so verwöhnten Deutschen hatten mir ein kärgliches Bild von dort gemalt: Erstens gab es dort nur Reis, und zweitens war es nicht sicher, ob der Reis auch gekocht würde, und es war unsicher, ob es dazu noch etwas Anderes als rohen, lebendigen, zappelnden Fisch gäbe. Ich getraute mich nicht zu fragen, ob

„riori“ ursprünglich nur „zerkleinern“ heißt. Auch im Deutschen ist „kochen“ ja zweideutig. Hoffentlich hatten die Sprachforscher Unrecht.

Und was es zu essen geben würde, war also die Frage des Fremdlings nach einiger Zeit im verregneten Zug nach Sendai. Irgendwann hielt er an in Hitachi oder Iwaki oder Fukushima. Alle diese Namen waren damals fremd und unbekannt und haben inzwischen durch ihre Industrieprodukte Weltruhm erlangt. Der Zug hielt und der Bentô-Mann kam ans Fenster. In der geschmackvollen Bentô-Schachtel aus Bambusblättern bot er Unagi auf Reis an, mit Stäbchen zu essen. Nach wenigen Bissen habe ich nie wieder gewagt, an der japanischen Kochkunst zu zweifeln. Heute sind weltweit viele Gourmets vom japanischen Essen begeistert, aber nur vom Sushi, weil die eigentliche tiefere Kochkunst erst dahinter beginnt. Das winzige Schälchen mit grünem Tee, das es dazu gab, überzeugte mich, dass es auch ohne Bier ging.

Nach Fukushima, das trotz seiner heutigen häufigen Nennung und Beschreibung und trotz des Tsunamis nicht am Meer liegt, kam schließlich Sendai in Sicht, ein kleiner Bahnhof mit zwei oder drei Bahnsteigen, aber einem würdevollen Bahnhofsvorsteher mit weißen Handschuhen.

Mit meinem rotbraunen Pressstoffkoffer, in dem alle meine Habseligkeiten sich befanden und mit dem schon mein Vater von Heilbronn nach Zürich gereist war, trippelte ich hinter Schibata-san auf den Ausgang zu. Später wurde mir klar, dass die Japaner auch in europäischen Schuhen so trippeln, weil sie normalerweise auf Holzschuhen, Geta, dahinklappern. Schibata-san trug nur des besonderen Anlasses wegen Lederschuhe. Am Ausgang stand ein Chauffeur mit weißen Handschuhen, davor ganz offensichtlich der Präsident der Tohoku Daigaku mit einem riesigen Chevrolet und daneben zwei europäische Damen.

Was wollen die Damen hier?

Die eine stellte sich vor: „Rickert.“ Meine Verwunderung steigerte sich noch, als ich vernahm, dass die beiden Verwandte des Philosophen Heinrich Rickert aus Heidelberg waren, von wo ich gerade gekommen war. Das Schicksal hatte sie in das amerikanisches Camp Kawauchi in Sendai verschlagen. Also auch hier Spuren der Heidelberger Philosophie. Man grüßt und bewillkommet sich. Ich fange an, mich dabei japanisch zu verbeugen, was ich bis heute tue.

Dann lässt uns Präsident Takahashi mit dem Chevrolet, dem einzigen Auto weit und breit, den Universitätscampus abfahren. Takahashi Satomi war 1924 in Deutschland, studierte bei Husserl in Freiburg und Jaspers in Heidelberg. Er hatte keine Schwierigkeit, sich mit mir auf Deutsch zu unterhalten, von der ersten Stunde an, während der Germanist Shibata zwar das Nibelungenlied kommentieren, jetzt aber keinen Satz korrekt sprechen konnte.

Takahashi ließ vor der Bibliothek halten. Im zweiten Stock, in einem total verstaubten Raum, deutete er auf eine riesige Menge deutsch aussehender Bücher hin. „Schauen Sie genau hin“. Es waren Bücher mit dem ex libris des Juristen Seckel. „Wir haben sie, 20.000 Bände, in Berlin von dem berühmten Römischenrechtler gekauft. 1924, als ein Yen 1000 Reichsmark wert war und wir dort quasi umsonst

lebten. Deutsche Jurisprudenz und Medizin, deutsche Musik und natürlich deutsche Philosophie waren bisher in Japan vorherrschend, aber jetzt kommen aus Amerika andere Töne. Alles ist verstaubt."

„Ich habe gehört oder gelesen, Philosophie, Tetsugaku habe es in Japan erst seit 18... ich weiß nicht genau wann, gegeben?" fragte ich.

„Junger deutscher Philosoph, auch in Deutschland herrschte nicht immer die richtige Philosophie", erwidert er.

„Aber in Wahrheit verhält es sich so. Man gebraucht Tetsugaku tatsächlich erst seit 1874. Nishi Amano, der in Holland studierte, weil Holland die frühesten Kontakte zu Japan hatte, hat das neue Denken so genannt. Das neue Denken, das er in Europa kennen lernte, war dem alten Nachdenken so fremd, dass er glaubte, es mit einem neuen Namen bezeichnen zu müssen. Aber so ganz neu war dieses neue Denken doch nicht. Denn >tetsu< hieß schon immer Weisheit und >gaku< lernen. Amano brachte auch nicht das Neue, das Neue brachte Nishida. Seckel, der alte Seckel, der Jurist, war übrigens meines Wissens nie in Japan."

Der Präsident führte mich in sein Dienstzimmer. „Wir haben hier etwas, was Ihr nicht habt, weil wir es haben." Ich wunderte mich über diese mysteriöse Redeweise.

„Sehen Sie diesen Brief?" Er lag unter dickem Glas, die Handschrift war europäisch, die Worte deutsch. „Schauen Sie genau hin! Könnte das Nietzsche sein?" In der Tat, es war Nietzsche. Ein Brief Nietzsches, der in den billigen 20er Jahren nach Japan gekommen war.

„Niemand in Deutschland weiß davon. Wir werden es auch nicht so vielen erzählen. Jedenfalls in der großen Nietzsche Ausgabe ist er nicht abgedruckt."

„Die Philosophie geht wohin, sie will. Ich war 1924 in Deutschland bei Rickert und Husserl in Heidelberg und Freiburg. Jetzt, 1953, sind Sie hierher gerufen von uns, geschickt von Jaspers. Die anderen kommen mit der Philosophie, mit etwas Verspätung, die Germanisten und Indologen und Mediziner."

Takahashi hatte mich eingeführt an der Universität Sendai. Jetzt war ich da. Jetzt begann meine zweite Verwurzelung.

„Es gibt keinen größeren Unterschied als den zwischen Sein und Nichtsein, aber nichts ist dem Sein näher als das Nichtsein (mu)", sagte Takahashi.
Es waren wunderbare Erfahrungen mit den so ganz anderen Japanern Gleichheit zu diskutieren. Ich habe in den Jahren, die kamen, viel mit Japanern gestritten, in Karahorichô und Kosenshidoori, aber ich hatte nie einen Streit.

Es war eine wunderbare Zeit und ich sagte zu Takahashi, als die Zeit um war: „Der Weg vom Sein zum Nichtsein und vom Nichtsein zum Sein ist der längste und der kürzeste von allen."

PS: Da ich meinen Text fertig stelle, muss ich ihn sogleich korrigieren. In der Zeit, in der ich in Japan unterrichtete, gab es einen Japaner an der Universitätsklinik in Heidelberg. Makinose war wie ich Jahrgang 1928 und liegt in einem kleinen Grab in einem Friedhof in Heidelberg Rohrbach.